

Nostalgie-gibt's das?

Autor(en): **Christen, Hanns U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **114 (1988)**

Heft 15

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-607374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nostalgie – gibt's das?

Von Hanns U. Christen

SELTSAM IST'S, WIE KRANKHEITEN aus der Mode kommen. Zum Beispiel die Bleichsucht. Wenn Ihnen die Bücher Ihres Urgrossvaters in die Hände fallen – nicht die aus dem Geheimfach seines Schreibtischs, sondern die anderen, die er offen in den Schaff stellen konnte –, also, da werden Sie schon auf der dritten Seite merken: Die Heldin litt an Bleichsucht. Sie pflegte auf ein Sofa hingegossen zu sein, ihr Gesicht und ihre schlanken Hände zeigten edle Blässe, und in regelmässigen Abständen musste sie Pillen zu sich nehmen oder Spinat essen. Die Pillen enthielten fein zerstoßenes Eisen, weshalb man sie trocken lagern musste, damit sie nicht rosteten. Vom Spinat nahm die medizinische Wissenschaft an, dass er blutbildend wirke. Denn die Heldin des Buches war nur deshalb so edel bleich, weil sie zu wenig Blut hatte.

Nicht dass ein böser Vampir namens Dracula sie des Nachts besucht und ausgesaugt hätte – bewahre. Nächtliche Besuche bei Damen, die in offen aufgestellten Büchern vorkamen, waren nicht einmal Vampiren gestattet. Das arme Mädchen litt ganz schlicht und einfach an der Krankheit vornehmer Damen: an der Bleichsucht. Ein Mädchen, das nicht an Bleichsucht litt, war nicht vornehm. Nur oberbayerische Sennerinnen durften gesunde braune Hautfarbe aufweisen, aber dafür kamen sie auch nur in den Büchern von Ludwig Ganghofer vor.

GEHEN SIE HEUTE EINMAL UNTERS Volk und fragen Sie herum: «Was ist Bleichsucht?» Man wird Ihnen sagen: Das ist eine seelische Störung von Hausfrauen, die neidvoll erkennen, dass die Bettwäsche der Nachbarinnen ein weisseres Weiss aufweist als die ihre. Weshalb sie ein Waschmittel benützen, das ihnen das weisseste Weiss ihres Lebens schenkt.

Die körperliche Störung, die Bleichsucht hiess, ist heute völlig aus der Mode gekommen. Man trägt braun, wenn man in Büchern vorkommt. Wenn man nicht braun ist, geht man in ein Bräunungsinstitut und lässt sich dort allseitig anbräunen, als wäre man ein Poulet in der Pfanne. Hingegen ist eine andere Krankheit allgemein verbreitet: die Nostalgie.

Bevor wir uns über die Krankheit unterhalten, rasch ein Tip: Auch die Nostalgie kann man mit Eisen bekämpfen, und zwar am besten mit rostigem. Man muss es nicht schlucken. Wenn man aber die Zimmertür (aus Aluprofilen, Sperrholz und Plastikfolie industriell hergestellt) mit rostigem Schmiedeeisen beschraubt, das man auf dem Floh-

markt erstanden hat – dann hat man etwas gegen die Nostalgie getan.

DIE NOSTALGIE KAM SO VOR 250 Jahren auf, und zwar bei Schweizern. Das war jene köstliche Zeit, als Familien noch kinderreich waren, aber nicht genug zu essen hatten, um die Kinder alle ernähren zu können. Ziemlich viele der Kinder starben zwar in früher Jugend, schon weil es noch keine pharmazeutische Forschung gab, die lebenserhaltende Medikamente fand, die dann in Fabriken hergestellt werden – worauf die dankbare Bevölkerung mit Spraydosen «Chemie-Mörder» an die Wände schreiben kann. Trotzdem gab's zu viele Menschen in unserem schönen Land; vor allem zu viele Männer. Die konnten ja leider nicht im Kindbett sterben. Also, wohin mit den Männern, die der eigene Hof nicht ernähren konnte, und die keine Arbeit in der Heimat fanden?

Kein Problem: Es gab den Militärdienst in fremden Staaten. Wer sich dafür meldete, für einen fremden Herrscher Dienst zu leisten, bekam zunächst einmal ein Handgeld. Das war ein ansehnlicher Batzen, entsprechend dem Kaufpreis von einigen Kühen. Das Handgeld musste der junge Mann natürlich zu Hause abliefern, wo es sinnvoll für den Hof verwendet wurde – falls nicht der treu sorgende Familienvater es in der Beiz versoff.

DARAUF HATTE DER JUNGSOLDAT in die Fremde zu ziehen, wo er für ein paar Jahre Unterkunft und Verpflegung bekam, ausserdem einen kleinen Sold, und vor allem: militärische Ausbildung. Die bestand darin, dass er täglich mehrere Stunden exerzieren musste. Wenn er etwas nicht absolut richtig machte, prügelte ihn der Herr Unteroffizier mit einem Stock windelweich oder einer der Herren Offiziere schlug ihn mit der Breite seines Säbels ins Kreuz oder sonstwohin, wo's weh tat. Das war die normale Methode der Soldatenschule. Liess sich der Jungsoldat aber etwa ein schweres Delikt zuschulden kommen – etwa Widerspruch gegen einen Befehl oder sonst eine Art Widerstand gegen die höchste Gewalt der Vorgesetzten –, so wurde er richtig bestraft. Vorzugsweise mit dem Tode. Die Lücke, die er hinterliess, wurde in kürzester Zeit ausgefüllt, denn junge Schweizer, die im eigenen Land hungern mussten, gab's genug.

BEI DEN SCHWEIZERN IM ausländischen Militärdienst entstand eine seltsame Geistesverwirrung: Sie beka-

men Heimweh. Ihr Schwyzerländli, das sie aus Hunger so bereitwillig verlassen hatten, kam ihnen in der Fremde plötzlich wie ein Paradies vor. Wenn sie etwa zu Strassburg auf der Schanz' Wache hielten, hörten sie aufs Mal ein Alphorn blasen. Und das, ob schon es in Strassburg kein einziges Alphorn gab – in Strassburg gab's nur die Hörner, die Ehefrauen ihren Männern aufsetzten, und die Signalhörner von Militär und Post. Heimweh ist eine gar grässliche Geistesverwirrung. Bei manchen Schweizer Söldnern führte es dazu, dass sie sich für besonders gefährliche Einsätze meldeten. Wenn sie dabei umkamen, waren sie das Heimweh los. Drum galten Schweizer Söldner als besonders gute Soldaten. Andere taten aus Heimweh etwas ähnlich Dummes: Sie desertierten. Wenn man sie erwischte, was meistens geschah, wurden sie fusiliert. Der Nachschub aus der Heimat, der noch nichts von Heimweh wusste, stand ja schon bereit, die Lücke auszufüllen.

EINE GEISTESVERWIRRUNG IST erst dann etwas Rechtes, wenn sie einen lateinischen oder griechischen Namen hat. Der liess beim Heimweh nicht lange auf sich warten: Ein Schweizer Arzt konstruierte mit Hilfe seiner humanistischen Bildung die wörtliche Übersetzung von Heimweh, die da lautete: Nostalgie. Seither gibt's also die Nostalgie.

Wenn Sie heute beim Anblick von rostigen Türbeschlägen, Petrollampen aus Messing, Nachttöpfen aus Hotelporzellan und perlbestickten Sofakissen von Nostalgie reden, ist's vielleicht gut, wenn Sie an die Schweizer Buben und Männer denken, die da vor 250 Jahren angingen, Nostalgie zu haben. An die Schweizer Wirtschaftsflüchtlinge, die sich aus Not ins Ausland verkauften, wenn sie nicht sogar von ihren lieben Familien und ihren fürsorgenden Gemeinden dorthin verkauft wurden. Das gibt Ihnen dann vielleicht eine etwas andere Perspektive.

